

MARIE PAVLENKO

**ES
FALLEN
DIE
STERNE**

MARIE PAVLENKO

**ES
FALLEN
DIE
STERNE**

ROMAN

*Aus dem Französischen
von Monika Buchgeister*

BLESSING

Die Originalausgabe *Traverser les montagnes, et venir naître ici*
erschien erstmals 2024 bei Éditions Les Escalles, Paris.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

© 2024 by Marie Pavlenko

© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe

by Karl Blessing Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Kerstin Behre

Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München,

unter Verwendung von Shutterstock (Boyan Dimitrov; Efasein;

history design; Olha Saiuk; tofutyklein; Yarikart)

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89667-787-7

www.blessing-verlag.de

»Niemals wieder diese Straße
Niemals wieder dieser Weg
Niemals wieder diese Stadt
Niemals wieder dieses Haus«

Agota Kristof

»Es reicht ein Stern ganz nah
Um den Fluch zu bannen
Schlaft, Kinder des Tages,
morgen werden eure Lider
die Toten erkennen.«

Claude Roy

Die Deckenleuchten geben ein kaltes Licht ab. Der Kugelschreiber gleitet über das weiße Blatt, das einzige Geräusch im Raum. Ihr Zeigefinger ist trocken, es gelingt ihr nicht, die Ecke des Blattes zu fassen. Sie zögert kurz, benetzt die Fingerkuppe flüchtig mit der Zunge.

Sie unterzeichnet, macht zu viele Schnörkel, das Ergebnis sieht ungelenkt aus.

Dann endlich blickt sie auf.

Das junge Paar lächelt ihr zu.

Die Notarin legt die Blätter des Kaufvertrags zusammen, schiebt sie in eine Mappe und reicht sie dem Paar.

»Jetzt ist es so weit. Herzlichen Glückwunsch, Sie sind nun Hauseigentümer!«

Das Paar nickt, Astrid ahnt, dass unter dem Tisch zwei Hände gedrückt werden.

Auch sie ist Hauseigentümerin. Von einem kleinen Haus, das sie bisher nur auf Fotos gesehen hat. Ein anderer Notar hat den Kaufvertrag mit einer Vollmacht unterzeichnet. Heute Morgen.

Sie wird sich auf den Weg zu diesem Haus machen.

Und zwar jetzt.

Sie steht auf und greift nach ihrem übergroßen Koffer. In

diesem Moment vibriert das Handy in ihrer Leinenjacke. Sie bemüht sich, das Lächeln der netten jungen, so jungen Leute zu erwidern. Aus dem Haarknoten der jungen Frau haben sich ein paar widerspenstige Strähnen gelöst, er trägt eine Bermudahose und einen Dreitagebart.

»Ich wünsche Ihnen alles Gute!«

»Gute« – das letzte Wort kommt Astrid beinahe lautlos über die Lippen.

Sie schüttelt der Notarin die Hand und tritt einen Schritt zurück. Während sie den Raum verlässt, herrscht betretenes Schweigen.

Der Koffer ist unfassbar schwer. Was hat sie nur alles hineingestopft? Im Aufzug hängt eine schwere Parfumwolke. Sie niest in die Ellbogenbeuge. Das Telefon vibriert unablässig weiter.

Vanessa wartet draußen vor der Toreinfahrt.

»Endlich, ich habe mir schon Sorgen gemacht!«, ruft sie, bevor sie ihren Arm unter den von Astrid schiebt. »Schnell, ich stehe in der zweiten Reihe.«

Astrid überlässt es ihr, den Koffer in den Kofferraum des Autos zu wuchten. Sie nimmt auf dem Beifahrersitz Platz, vergisst nicht, sich anzuschnallen. Wie könnte sie das jemals vergessen?

»Jetzt mach mal halblang, Astrid. Wir sind in der Stadt. Da passiert schon nichts, du brauchst sie nicht anzuschnallen. Meine Güte, du flippst ja mittlerweile echt bei allem aus!«

»Aber ...«

»Mensch, Mama, stell dich nicht so an!«

»Alles klar?«, fragt Vanessa.

»So klar wie der Verkauf eines Hauses eben ist, in dem du vierzehn Jahre gelebt hast und in dem deine beiden Kinder geboren wurden.«

Astrid sieht starr geradeaus, erhascht aus den Augenwinkeln jedoch die Bewegung von Vanessas Kopf, die derjenigen eines Huhns gleicht, wenn es ein auf den Boden gefallenes Maiskorn sucht.

Der Motor startet, der Blinker ist der einzige Redselige im Innern des Wagens.

Der Verkehr ist dicht, die Fahrräder schlängeln sich zwischen den Autos und den Bussen hindurch. Der Himmel hat keine Seele.

»Wann geht dein Zug?«

»In einer Stunde.«

»Wir sind früh dran.«

Astrid wird nicht mehr nach Paris zurückkehren. Sie wird die glänzenden Stoßstangen in den düsteren Straßen hinter sich lassen, die Restaurants, die Cafés, das Haus der letzten vierzehn Jahre.

»Oh, du meine Güte!«

Sie kommt aus der Toilette, ihr Slip hängt in den Knien.

»Hiii, ich fasse es nicht, ich bin schwanger!«

»Wahnsinn. Wir werden Eltern und können uns nicht einmal anständig betrinken, um das zu feiern!«

Innige Küsse.

Die Stadt verschwimmt im Regen, er prasselt auf die verstopften Boulevards, ein heftiger Schauer wäscht die Scheibe sauber, aber nicht den Kopf. Eine Windböe stülpt auf dem

Gehsteig einen Regenschirm um, und Astrid würde am liebsten lachen, weil sie sich fühlt wie dieser Regenschirm. Genau so.

Dort unten kommt schon der Bahnhof.

Vanessa hält nicht vor dem Eingang, Astrid dreht sich zu ihr um.

»Ich suche einen Parkplatz.«

»Nicht nötig.«

»Aber sicher!«

»Vanessa ...«

»Gut, dann lass mich wenden, und ich setze dich direkt vor dem Eingang ab.«

Der Regen zieht weiter, um sich an einem anderen Ort auszutoben.

Vanessas Wimperntusche ist verlaufen.

Astrid steigt aus, hebt ihren Koffer aus dem Wagen. Ein Windstoß peitscht ihr ins Gesicht. Der glänzende Gehsteig spiegelt jetzt einen unanständig blauen Himmel wider.

Vanessa tritt mit hängenden Armen auf sie zu.

»Meine Schwester ist ein grober Klotz. Eine Anwältin, die einen das Fürchten lehrt, eine kluge Frau, aber es fehlt ihr ein wenig an Zartgefühl. Nur nach außen hin, innen drin, da wogt geradezu ein Meer aus Blut und Tränen. Sei nett, okay?«

»Redest du mit mir? Bin ich etwa irgendwann nicht nett?«

Er küsst sie, um sie zum Schweigen zu bringen.

Astrid erinnert sich nicht mehr an ihre erste Begegnung mit Vanessa, nur an diese inständige Bitte von Kamal.

»Danke, dass du mich begleitet hast.«

Jemand hupt, das Auto steht im Weg.

Vanessa springt ins kalte Wasser, schließt Astrid in die Arme und löst sich wieder:

»Bist du dir ganz sicher? Du kannst noch zurück, man kann immer zurück.«

Wieder versucht Astrid zu lächeln.

Ein solches Immer gibt es für sie nicht mehr.

Vanessa sucht in ihrer Jacke nach einem Taschentuch und tupft sich die Augen.

»Wie geht es dort dann weiter?«

»Ich nehme den Bus. Der Notar wartet an der Endhaltestelle auf mich. Er wird mit mir zu dem Haus fahren. Und ja, wie schon gesagt, ich habe auch die alte Karre des Typen erstanden. Der Umzugswagen kommt schon morgen früh und bringt einen Benzinkanister mit.«

»Ich habe ganz vergessen, wie gut du organisiert bist.«

»Ich war es.«

Wieder wird gehupt. Ungeschickt tätschelt Vanessa die Schulter ihrer Schwägerin.

»Ich muss los, habe heute Nachmittag eine Verhandlung. Rufst du mich an?«

»Nicht sofort. Ich brauche Ich schreibe dir. Briefe mit Briefmarken.«

In der großen Halle wimmelt es von Menschen und Geräuschen. Stimmen von Reisenden, Begleitpersonen, Lautsprechern verweben sich zu einer gewaltigen, dichten Klangkuppel. Sie stößt gegen das Glasdach, gegen die Anzeigetafeln und zeugt von Präsenz, Zugehörigkeit, Verbundenheit. Ihr eigener Körper existiert nicht, hat nur ein schemenhaftes

Dasein, in das der warme Atem des Monats August strömt
wie in einen Hof, über den der Wind fegt.

Die Reise wird acht Stunden dauern, etwas zu essen hat sie
nicht eingepackt.

Sie wird keinen Hunger haben.

Sie findet ihren Waggon, wuchtet ihren monströsen Koffer
aufs Trittbrett, ist startklar für ihre seltsame Reise.

Sie hätte diese Reise mit Kamal machen wollen, wenn sie
alt gewesen wären.

Sie schließt die Augen, um nicht mit ihrem Sitznachbarn
reden zu müssen und wartet.

Auf die Abfahrt.

Auf das Ende des Weges.

Der Bus ruckelt beim Anstieg. Die kurvenreichen Hangstraßen werden bereits dunkler.

Wie oft war Kamal hier? Dreimal? Vielleicht viermal? Hat er, wie sie jetzt, fasziniert hinausgeschaut auf die Nadelbäume, die starrsinnig und zerzaust in Scharen die Berghänge erobern, auf das warme Gelb des von der Sonne hier oben verbrannten Grases, auf die Schatten der Bergketten, die ihr schwarzes Gewand über die scharfen Konturen werfen? Ist er diese von dornigen Sträuchern, von grasbewachsenen und dann wieder von schroffen Hängen gesäumte Straße entlanggefahren, der jetzt ihre Augen so genau folgen?

An die Namen der Dörfer, zu denen er gewandert ist, erinnert sie sich nicht. An keinen einzigen. Drei freigeschaufelte Tage, um die Gipfel zu besteigen. Mit geröteter Nase und glücklicher Miene war er zurückgekommen.

»Bist du sicher, dass dir das nichts ausmacht?«

»Alles in Ordnung! Fahr ruhig! Du kannst mir dann von deinen Wanderungen in deinem Mercantour berichten. Ich mache etwas mit Soizic oder Betty, wenn das Wetter gut ist. Wir verbringen ein Mädels-Wochenende am Meer.«

»Klingt toll!«

»Dann haben wir uns viel zu erzählen, wenn wir uns wiedersehen.«

Der Bus hält auch im fünften Dorf. Die gedungenen Häuser stehen dicht an dicht und sind so gebaut, dass sie dem rauen Wetter trotzen. Die Dächer der ältesten Häuser haben Holzschindeln, andere eine Metallabdeckung, über deren Traufkante der Schnee im Winter einfach nach unten abtropft. Ob sich an den Wasserspeiern Stalaktiten bilden? Astrid vermag sich nicht daran zu erinnern, was für ein Dach ihr Haus hat: Holz, Metall? Bald wird sie es wissen.

»Was soll das, mein Liebes? Ist es eine Buße, die du dir auferlegst?«

»Mama, nimm es mir nicht übel, aber du machst dir keine Vorstellung davon, wie es mir geht. Und das ist auch gut so. Aber du könntest vielleicht ein kleines bisschen Zurückhaltung an den Tag legen. Du weißt einfach gar nichts. Ich frage dich hier nicht um Erlaubnis. Ich teile dir lediglich mit, dass ich wegfahre und in den Bergen wohnen werde.«

»Und was ist mit deiner Arbeit? Wovon wirst du leben?«

»Meine Praxis ist mir vollkommen egal. Ich habe keinen Mut und keine Kraft mehr, um Leute zu behandeln.«

»Astrid ...«

Lange herrscht Stille. Es ist der brennende Schmerz, den niemand fassen, niemand verstehen kann, der zwischen ihnen steht.

»Es tut mir leid, mein Liebes. Ich mache mir Sorgen.«

»Ich kann nicht noch mehr leiden, verstehst du?«

Mit einem tiefen Atemzug versucht sie, den Kloß in ihrem Hals wegzubekommen.

»Kamal hat irgendetwas über seine Firma gemacht, ich werde eine kleine Rente erhalten. Meine Kunden vermittele ich an eine andere Physiotherapeutin, eine Bekannte von mir. Mit dem Verkauf unseres Zuhauses kann ich das Häuschen kaufen. Dann ist sogar noch etwas Geld übrig. So gesehen bin ich ganz schön privilegiert.«

Ihre Stimme ist bitter.

»Aber wenn das besagte Häuschen eine Ruine ist?«

»Dann habe ich eine Beschäftigung.«

Ja, sie wird sich damit beschäftigen.

Vielleicht schafft sie es sogar, in ein paar Monaten wieder mit dem Lesen anzufangen.

In diesem Dorf gibt es einen Platz, ein Café, eine Teestube, eine Pizzeria, eine Tränke in einem ausgehöhlten Baumstamm. In einem Innenhof entfaltet Schmetterlingsflieger seine wilde Blütenpracht; die gezackten Flügel der kleinen Vielfraße flattern um die Wette, während sie sich wie gelbe, weiße, orangefarbene und schwarze Dreiecke mit ihren Rüsseln an die Blüten klammern.

In dieser zweiten Augustwoche sind noch viele Touristen da.

Wer wird sie hier sein? Weder eine Touristin noch eine Einheimische. Etwas dazwischen. Zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, zwischen dem Leben und dem Tod.

Sie beobachtet die Reisenden, die ihr Gepäck von der Ablage herunternehmen. Abgesehen von ein oder zwei Originalen in Schafsfellwesten sticht niemand heraus. Und wie sieht ein »Bergbewohner« eigentlich auch aus?

Der Bus stottert, hustet. Aber es geht weiter.

Die Gipfel frohlocken, die Bergketten recken sich zum Himmel, ziehen ihre großen steinernen Kleider zurecht und lassen ihren Blick auf der Welt und der Straße, dieser zarten Stickerei in den Falten des felsigen Gewebes ruhen, wie eine alte Frau, die bereits alles in ihrem Leben gesehen hat.

Eine Frau wie Astrid – nur, dass sie noch nicht alt ist.

Der Bus hat sich geleert. Sie sind nur noch zu fünft auf den unverstellbaren geraden Sitzen. Astrid lächelt. Plötzlich hat sie es eilig anzukommen, das kleine Haus zu entdecken.

Es wurde Zeit.

Als sie endlich an der letzten Haltestelle aussteigt, ist sie steif und wie eingerostet. Der Abstand von der letzten Stufe zum Asphalt ist hoch, sie springt nach unten. Siebenunddreißig ist sie, ihre Knie verkraften diesen Stoß. Die frische Luft umfängt sie, ein leichter Wind zerzaust ihr Haar, treibt hier und da blasse Streifen über den klaren Himmel. Beim Atemholen wird ihr Hals frei. Der Fahrer beugt sich weit in den Laderaum hinein und zieht ächzend den riesigen Koffer heraus. Astrid ergreift ihn, entdeckt beinahe gleichzeitig den Notar – Trenchcoat im August. Er kommt näher.

»Madame Chamy-Marwan?«

Ihr Name im Zusammenklang mit seinem Namen – wie eine Liebkosung der Haut, ein Murmeln aus der Vergangenheit.

»Éric Deleuze, der Notar. Hatten Sie eine angenehme Reise?«

Astrid schüttelt die feuchte Hand.

»Ja, danke.«

»Ich stehe gleich da drüben«, sagt er und weist auf seinen blitzblanken Wagen. Astrid überlässt es ihm, den Koffer hinten zu verstauen, und nimmt mit klopfendem Herzen auf dem Beifahrersitz Platz.

Sie hasst es, zu Unbekannten ins Auto zu steigen.

Deleuze ist mittleren Alters, hat graues, aber dichtes Haar, und seine Haut ist von einem anscheinend hartnäckigen Ekzem in Mitleidenschaft gezogen. Als er den Motor gestartet hat, schaltet er das Radio aus.

»Wir brauchen eine gute halbe Stunde.«

Das schafft sie, sie schafft es, dreißig Minuten freundlich zu bleiben, dreißig Minuten ohne den Aufschrei »Nicht so schnell!«.

Er fährt gut. Ohne ruckartiges Bremsen. Die Straße wird schmaler, die Berge rücken dichter zusammen. Auf der rechten Seite stürzt ein Wildbach zu Tal. Er taucht in regelmäßigen Abständen in Astrids Blickfeld auf, sein schäumendes Band springt über die Kiesel, prallt ab und ringelt sich weiter in die Tiefe.

Vor einem Jahr hätte Astrid darin ein Lachen gehört.

Der Weiler liegt ganz hinten im Talabschluss auf 1900 Metern Höhe. Umgeben von Wäldern, Almwiesen, Weiden und Granitfelsen.

»Dreizehn Häuser, die Hälfte davon Zweitwohnsitze. Im Winter sind nicht viele Menschen hier ...«

Éric Deleuze bricht verlegen ab, er hat sie am Telefon bereits vorgewarnt. Er war höflich, hat keine einzige persönliche Frage gestellt. Ein wenig Ruhe.

Die Gehstöcke der Wanderer sind an den Rucksäcken befestigt, während sie am Straßenrand entlanggehen, sich weit

verstreut auf den grasbewachsenen Hängen verteilen und dann wahrscheinlich auf die Hütten oder Gästezimmer zu steuern oder weitergehen, um unter dem Sternenhimmel zu zelten.

Welches Tal war es: Tinée, Var oder Roya? Sie hat den Computer von Kamal durchsucht, wollte ihm nah sein, um jeden Preis, wollte in seine Erinnerungen eindringen. Nur einen Hinweis, eine Richtung? Wo war er unterwegs gewesen? Unerträglich, dieses Eintauchen: seine Spontaneität in den Mails, seine lebendige Spur auf dem Bildschirm, als würde er gleich wieder die Tür öffnen und seinen Mantel über den Sessel im Eingang werfen. Sie hatte es dann gelassen und eingegeben »Haus zu verkaufen, Mercantour« und noch hinzugefügt: »einsam gelegen«.

Es ist die Stille, die sie dazu gebracht hat, zu suchen – diese hinterhältige Stille zu Hause, die eine so gewaltige und unumstößliche, ja geradezu aufgeblähte Entität ist, wo in Wirklichkeit nur Leere herrscht. Das Aufstehen ohne den Duft nach Kaffee oder heißer Schokolade, ohne den Geruch von am Abend zuvor geschälten Mandarinen, der noch in der Küche hängt, ohne das im Badezimmer laufende Wasser, eine unvermittelt rauschende Klospülung, ohne das Geräusch eiliger Schritte. Tom ist zu spät dran für die Schule. In der sechsten Klasse versteht man da keinen Spaß mehr. Jibril hat drei Tropfen Pipi in der Unterhose. Was würde seine hübsche Lehrerin bloß sagen, wenn sie das wüsste?

Danach war das Aufwachen nur noch zäh und schwer. Astrid dämmerte in einer schlammigen Sumpflandschaft vor sich hin, ein modriges Bett, dann vertrieb das noch stammelnde Bewusstsein die Bruchstücke der Nacht, kleine sorglose Reste, es wurde klarer, und plötzlich war die Stille da,

überall. Sie schlug ihr entgegen, schrie die Abwesenheit heraus, die blanke Wahrheit.

Die Geräusche des Lebens waren draußen. Nicht mehr drinnen.

»Wir sind da. Da unten liegt es.« Éric Deleuze weist mit dem Kinn nach vorn.

Astrid möchte am liebsten weinen. Vor Freude, vor Schreck. Ihr neues Leben, aber kann man das ein Leben nennen?

»Du hast im Internet nicht einmal nachgeschaut, wo das ist?«

»Nein, auf die Idee bin ich gar nicht gekommen.«

»Soll ich das für dich machen, mein Liebes?«

»Nein, danke, Papa. Ich glaube, ich möchte das gar nicht.«

Wie soll sie das erklären, mitteilen? Sie will nicht länger warten, nie mehr zu Hause warten.

»Was ist denn jetzt bloß wieder los? Die brauchen ja ewig ...«

Sich der Welt stellen ohne Vorbehalte, oder zumindest mit so wenigen wie möglich. Nehmen, was kommt, ohne Erwartungen. Astrid erwartet nichts mehr.

Der »Talabschluss« ist eine Sackgasse. Astrid wird sich dort verkriechen, wird mit den felsigen Hängen im Rücken den in Wellen verlaufenden Horizont bewundern, die grünen, grauen, fahlen, dunkelblauen Schattierungen, die nur die unberührte Natur mit einer solchen Brutalität und zugleich einer solchen Zartheit zu schaffen vermag.

Éric Deleuze fährt langsamer, biegt nach rechts und überquert eine alte, schmale Brücke, die über den Wildbach führt. Der Weg ist nicht geteert, der Wagen schwankt auf dem losen Untergrund. Sie kommen an ein, zwei schicken Chalets vorbei, mit nagelneuer Holzverkleidung und perfekt geschnitzten Geländern.

»Leute aus Nizza, die sich hier ein Ferienhaus haben bauen lassen«, erläutert der Notar.

Astrid entdeckt ein Dach hinter den Kiefern. Das Sträßchen wird holprig. Auf der linken Seite führt ein Weg zu einem beeindruckend großen Gebäude aus grauem Stein. Eine Gestalt in rot-violetter Windjacke öffnet gerade die Tür.

»Die Berghütte. Sie schließt Mitte September. Und weiter hinten, dort unten, wohnt ein Ehepaar, Bauern mit Kühen und Gemüsegarten.«

Astrid erhascht rotbraune Fellkleider, spitze Hörner am Waldsaum. Und noch ein paar Häuser, Laubbäume, Tannen. Vögel flattern vergnügt von einem Baum zum anderen, ein Hund bellt. Noch zwei Kurven, dann ist der Weg zu Ende.

Das Haus ist klein, das Dach aus abgenutztem Metall, die Mauern sind dick, aus festem Stein, der dem Winter trotzt. Der Kamin ist stumm. Die hölzernen Fensterläden sind geöffnet, die Fenster mustern sie, bevor sie sie in den fülligen Bauch der Hütte aufnehmen werden.

Éric Deleuze hat den Motor ausgeschaltet, lächelt, weist mit der Hand zu seiner Linken, auf den Grund dem Haus gegenüber.

»Dieser ganze Hang, der kleine Obstgarten und die Wiese gehören Ihnen. Monsieur Antraune war Selbstversorger, wie man heute sagt. Er hatte zwei Kühe, Hühner und einen schönen

Gemüsegarten. Sein Nachbar hat die Tiere übernommen. Ob von dem Gemüsegarten noch viel übrig ist, weiß ich nicht ...«

Astrid nimmt das kaum bewegte Blattwerk des Sommerabends wahr, einen zusammengefallenen Misthaufen, ein von Unkraut überwuchertes Beet. Der Wind hat sich gelegt. Der Notar öffnet das Seitenfenster des Autos, streckt seinen Arm nach draußen.

»Sehen Sie die Pfosten im Zaun dort unten? Sind ein wenig ramponiert.«

Am Ende der Wiese macht Astrid das Glitzern eines kleinen Wasserlaufs aus, jetzt in der Dämmerung ein kohlschwarzes Band, und dahinter die Einzäunung. Sie nickt.

»Die Einzäunung markiert die Grenze Ihres Eigentums. Das Grundstück liegt zwar am Hang, aber der Boden ist gut. Sie haben also viel Platz.«

Keine Zeit, sich zu fragen, wozu dieser Platz genutzt werden könnte, Éric Deleuze öffnet seine Tür. Astrid tut es ihm gleich, der Türgriff gibt unter ihren Fingern nach, ihr Fuß berührt den Boden. Aussteigen, sich aufrichten. Eine kleine Aufziehpuppe aus Pappmaché mit ratterndem Räderwerk im Innern.

Die Luft schmeckt nach Wasserfall. Die Sonne hat sich schon längst hinter den Gipfeln versteckt, und die Kälte senkt sich auf sie und den Notar nieder. Der Boden ist von kleinen Kieselsteinen übersät, die sich in die Profile der Schuhsohlen drücken. Der Koffer bewegt sich nur höchst widerwillig, Astrid gelingt es nicht, ihn zu rollen, sie reißt ruckartig, um ihn mit aller Kraft vorwärtszubewegen. Éric Deleuze bietet mit einer Geste Hilfe an, tritt näher, aber sie schüttelt den Kopf.

Direkt hinter dem Haus steht eine fast genauso große Scheune. Deleuze folgt Astrids Blick.

»Es ist noch genug Holz für diesen Winter da.«

»Super.«

»Es gibt auch noch den Hühnerstall, Werkzeuge, Kleinzug. Zwei Kanister Benzin, alte Schneeschuhe.«

»Schneeschuhe?«

»Im Winter können mehrere Meter Schnee fallen. Dann müssen Sie Ihr Auto auf dem Parkplatz abstellen.«

Der Blick von Deleuze verweilt eine kleine Weile auf ihrem ratlosen Gesicht.

»Kurz bevor man auf den Hauptweg kommt, rechts von der Landstraße, der kleine Platz vor der Brücke.«

»Alles klar.«

Sie gehen auf das gedrungene Häuschen zu.

»Dieser Parkplatz ist die letzte Stelle, bis zu der der Schnee geräumt wird. Ab dort wird die Straße zum Pass hinauf geschlossen. Es ist schon besser, wenn Sie Schneeschuhe haben, um Ihr Haus zu erreichen oder um Ihre Nachbarn zu besuchen.«

Astrid nickt. Sie hat noch nie in ihrem Leben Schneeschuhe benutzt.

»Im Winter leben außer Ihnen vier Familien hier. Abgesehen von den Ferien natürlich.«

Das Wort »Familie« – verflucht und verbannt – trifft sie wie ein Dolchstoß. Für einen Augenblick erfasst sie Panik. Sich nichts anmerken lassen. Wie eine Marmorplatte über einem Grab auf dem Friedhof. Reglos.

»Nun, ich sage ›Familie‹, aber die Hälfte lebt allein.«

Astrid ist eine Marmorplatte und lebt allein, sie auch. Eine Platte, für die es keine passende Inschrift gibt. Sie holt tief Luft.

In der Verlängerung der Scheune entdeckt sie ein Stück von einem etwas eingedellten Dach und das Heck eines weißen Autos.

Deleuze schiebt den Schlüssel ins Schloss des Hauses. Ein einfacher Schlüssel. Kein Sicherheitsriegel.

Astrid ist überrascht, weil sie mit einem unangenehmen Geruch nach Keller oder Moder gerechnet hatte. Das Haus riecht nach Holzkohle, nach Sauberkeit. Es ist dunkel.

»Ich hatte Ihnen ja gesagt, dass eine Putzfrau da war.«

»Vielen Dank für Ihre Mühe. Sehr schön.«

Er schaltet das Licht ein.

»Ich möchte nicht verhehlen, dass Ihr Vorgehen etwas ungewöhnlich ist.«

Astrid geht wortlos an der Diele vorbei. Sie ist eng, die Wände sind nicht wirklich weiß, der untere Bereich ist mit verwitterten Holzlatten bedeckt. Auf dem Boden haben die Holzdielen ihren Lack eingebüßt, wenn sie jemals einen hatten. Ganz hinten führt eine hinfällige Treppe nach oben. Auf der rechten Seite eine mit einem weißen Knauf verschlossene Tür, den Éric Deleuze dreht, um Astrid eintreten zu lassen.

»Das Esszimmer mit dem Kamin.«

Der Kamin ist mit einer steinernen Bank versehen und nimmt ein Drittel der Wand ein. Eine halbrunde Durchreiche stellt die Verbindung zu dem Raum her, der wohl die Küche ist. An der Wand zeichnen sich Umrisse ab, da muss ein Schrank gestanden haben. Die Decke ist aus Holz, ehrwürdige Balken. Astrid kommt zurück.

Gegenüber das Wohnzimmer, gleich gebaut, nur die Durchreiche fehlt.

Die Leere fährt ihre großen würgenden Hände aus.

Mit leiser Stimme, weil der Immobilienverkäufer in der Nähe ist:

»Du hast also vor, deine Kinder hier großzuziehen?«

»Ja, ich liebe den Innenhof. Und du?«

»Ich liebe dich.«

»Du bist blöd.«

Das Restaurant nach der Unterzeichnung des Kaufvertrags. Sie hatten etwas Schlechtes gegessen, es war ihnen speiübel geworden.

Tom zappelt in seinem gelben Body in der knallroten Babytragetasche, die Ruhe vor dem Sturm.

Die bunte Krabbeldecke, die klingelte, piepste, seine Filzkrake, sein erstes Lachen.

Das Wohnzimmer ist ein blutleerer Quader. Sie verlassen es wieder.

Hinter der Diele die Tür zur Küche. Ein Spülstein, zwei wacklige Schränke, eine Gasflasche. Links die Toilette. Die braunen Fliesen hier und da verschrammt. Aber nicht beschädigt.

Das Gesicht der Umzugsleute, als sie die Bücher sehen.

»Wir werden Ihnen helfen. Uns ist klar, dass es sehr viele sind ...«

»Äh, ja. Gerne, weil nämlich ...«

»Der Ofen funktioniert«, erklärt Éric Deleuze.

Sie hat so viele von diesen Büchern verschenkt. Ihre Anzihsachen und ihr Spielzeug aussortiert.

Niemand sollte das Spielzeug seiner Kinder aussortieren müssen.

»Was denken Sie?«

Sie hat die Dinosaurier weggegeben und kleine Hosen. Behalten hat sie die Panda-Figuren, ein Paar Flipflops von Jibril, als er fünf Jahre alt war, drei Bodys, ein Kuscheltier, die Pokémon-Karten von Tom.

»Gehen wir nach oben?«

Das Kinderzimmer und seine grellen Farben, die Feuerwehrautos, Schaumstoffstuhl, Raketen lösen sich in dieser tristen Küche auf.

Die Treppe gibt dumpfe Geräusche von sich. Sie macht einen Knick und mündet in einen dunklen Flur. Der Lichtschalter brummt, eine nackte Glühbirne schlägt ihr anämisches Auge auf. Das Badezimmer ist geradezu antik, die Toilettenschüssel von Kalkablagerungen verkrustet. Zwei Schlafzimmer mit Kamin. Die Tapete blättert ab. Umso besser, sie ist abscheulich.

Was wird sie mit dem zweiten Schlafzimmer anstellen?

Die Stille nimmt Astrid gefangen. Sie lehnt am Rahmen der Eingangstür und betrachtet die Sterne, hat sich die Daunenjacke von Kamal übergezogen. Sie hat sie nicht gewaschen, damit sie, falls sie nach ihm riecht, den Geruch nicht verliert.

Sie riecht nach nichts.

Die Tütensuppe wärmt ihre Hände. Sie hat drei Tüten mitgenommen, einen Topf und Brot.

Sie hat die Luftmatratze aufgeblasen und sich erst einmal im Esszimmer eingerichtet.

In der Ferne leuchten die Scheinwerfer eines Autos. Ein Hund bellt. Der Himmel wird von den massigen schwarzen Gipfeln beschnitten.

Astrid verweilt auf der Schwelle. Drinnen ist jetzt ihr Zuhause und ist es doch nicht.

Sie wird eine Einkaufsliste machen, Farbe für die Wände, Lack für den Fußboden, ein Werkzeug, um die scheußliche Tapete abzulösen.

Morgen.

Sie nippt an ihrer Suppe, vorsichtig, um sich nicht zu verbrennen. Der Dampf steigt hoch, benetzt ihr Gesicht.

Sie wartet lange, bevor sie sich entschließt, hineinzugehen.

Astrid hat die Tür nicht abgeschlossen, wie Deleuze es ihr eindringlich geraten hatte («Es ist sehr ruhig hier, aber es kommen Wanderer vorbei, und manchmal auch Migranten ...»). Sie hat den Schlüssel ins Schloss gesteckt, aber nicht herumgedreht.

Sie hat sich die Zähne im Spülstein der Küche geputzt, sich in den Daunenschlafsack gewickelt und vor der kalten Feuerstelle eingerichtet. Wie ein großes schwarzes Loch wirkt der Kamin in der Wand, wie der Eingang einer Grotte, der geheime Durchlass in eine andere Welt. Astrid möchte sich eine Welt vorstellen, in der sie die Ihren wiederfände. Es gelingt ihr nicht.

Der Holzfußboden ist stumm. Diese verdammte Stille macht sie fertig, sie hat sich noch mehr aufgebläht, hat sich verändert: Es fehlt das ferne Seufzen der Stadt, das dumpfe Rauschen der Autos, das man gar nicht mehr wahrnimmt.

Ein Jaulen zerreißt die Ruhe draußen.

Ein tiefes Bellen antwortet.

Ein paar Mal geht es hin und her.

Dann legt sich erneut die Große Stille über die Nacht wie eine Katze, die sich auf einem Bett zusammenrollt.

Eine eisige Kälte steigt vom Boden auf, durchdringt die Luftmatratze, greift Astrids müde Haut an.

Das Haus, das lange Zeit vor sich hin gedämmert hat, reckt und streckt sich. Es muss sich ebenfalls gewöhnen – an seine neue Bewohnerin, ihre Schritte, ihr trauriges Treiben. Es knackt.

Vergeblich dreht Astrid sich um, der Daunenschlafsack läßt sich elektrisch auf und knistert im Dunkeln, sie stößt sich mit Ellbogen und Steißbein am Boden, die Matratze ist viel zu dünn.

»Sind Sie sicher, dass Sie keine Schlafmittel wollen?«

Der Arzt hat mitfühlende, dunkel geränderte Augen hinter seiner Brille.

Ich will mich nicht zudröhnen und dann in sechs oder zehn Monaten umso mehr leiden, wenn der Schmerz wieder wach wird und sich in mich bohrt, mich niederwirft. Ich will jetzt leiden, wo sie noch da sind, wo sie noch an mir hängen. Ich will sie nicht verlieren.

So etwas hätte sie ihm gern geantwortet, aber sie flüstert nur:

»Nein, danke.«

Sie wälzt sich hin und her, stundenlang. Das Gedankenkarussell kommt in Fahrt, Astrid versucht abzuspringen, will sich an die Sonne erinnern, an ihr Lachen, würgt. Sie steigt aus dem Schlafsack, reißt die Fensterläden auf. Die Nacht strömt herein mit ihren Gerüchen nach feuchter Erde, nahem Wald.

Sie fröstelt.

Eine Eule heult.

Kein Klangteppich, sondern Stimmen. Das Land, der Raum, das Lebendige, das Wärme.

Astrid betrachtet den von Sternen gesprenkelten Himmel, ahnt die Präsenz der Berge eher, als dass sie sie tatsächlich sieht. Sie ist in einem unermesslichen Land angekommen. Am Rand der Welt. Das Haus ist ihr Schutz. Ganz nah, die Unerschrockenheit von herumschleichenden Fellen, wache Sinne, glattes Gefieder. Leises Rascheln, gespitzte Ohren. Rauschen der Bäume. Gerüche, Spuren, feuchte Schnauzen, geweitete Pupillen.

Und sie.

Ihr Atem verliert sich im schwarzen Himmel.

Astrid bleibt am Fenster stehen, lauscht und lauscht.

Als ihre Beine sie nicht mehr tragen, schleppt sie sich zur Matratze zurück und schläft ein.

Die Möbelpacker haben die Möbel hineingetragen, das Bett nach oben verfrachtet, die Matratze, die Waschmaschine. Die Umzugskartons stapeln sich im Wohnzimmer und in der Küche. Reliquien und Relikte ihres Lebens. Dessen, was ein Leben gewesen ist.

Astrid hatte sich nicht überwinden können, das Auto zu nehmen, ein wenig Angst war wohl auch im Spiel. Sie packt aus, isst den Rest des harten Brots, indem sie es in eine Gemüsebrühe tunkt, wäscht die Suppenschale im Spülstein – das Geräusch von hohler Keramik, als sie sie auf die Rillen der Abtropfvorrichtung stellt.

Die Fenster stehen weit offen, Insekten fliegen herein, stoßen sich hier und da, torkeln, fliegen wieder hinaus. Astrid räumt die Töpfe in ihren Geschirrschrank, der sie an ihre frühere Küche erinnert, aber sie hatte nicht alle Möbel wegwerfen wollen. Sie fasst ihn ins Auge, als ob sie ihn noch nie gesehen hätte, es gelingt ihr beinahe, weil er schlanker wirkt. Die niedrige Decke vermutlich.

Nach und nach, behutsam. Schritt für Schritt. Die leeren Ratschläge ihres Umfelds: Das kommt alles wieder, der Appetit, das Herz schlägt weiter, und zwar nicht wie eine Totenglocke, sei geduldig.

Astrid macht sich vertraut mit den Geräuschen draußen, sie lauscht den Vögeln auf der Wiese, dem Muhen, den schweren Glocken, den fremdartigen, spitzen Pfeiftönen. Die schrägen Sonnenstrahlen konturieren die Steinmauern, die Erdschollen, die Felsen.

Nach und nach. Behutsam. Schritt für Schritt. Warum nicht. Das Knarzen des Holzfußbodens ist ungewohnt. Es sich vertraut machen. Ihr Haus. Ihr Haus. Ihr Verstand.

Sie faltet die leeren Kartons zusammen, stapelt sie vor der Eingangstür, bevor sie sich drinnen wieder an die Arbeit macht. Sie kommt ins Schwitzen, trinkt Wasser aus dem Wasserhahn.

Sie hätte damals mitfahren sollen. Dann müsste sie nicht jetzt hier ihre Sachen auspacken, ohne die Ihren, sie wäre überhaupt nicht hier. Sie hasst das Konditional, diese Zeitform der Reue und des Bedauerns, dieses unmögliche Anderswo, das mit seiner leisen Stimme höhnt: und wenn, und wenn ...

Jetzt hat sich die Sonne verzogen, um andere Augen zu blenden. Der Himmel verliert jede Minute ein wenig mehr von seinem triumphierenden Blau und erlischt.

Astrid beschließt, eine Deckenlampe zu kaufen, die nackte Glühbirne schreit die Leere zu sehr heraus. Sie hat den Eindruck, in einem Keller zu leben, alles ist hässlich.

In dem traurigen Licht findet sie einen trockenen, zusammenge schrumpelten Schwamm, zieht die eine Stunde zuvor weggeräumte Schlüssel hervor, füllt sie mit lauwarmem Wasser, Seife, ein Geruch von ihnen zu Hause.

»Mamaaa! Hast du meine blaue Sporthose gewaschen?«
»Und warum fragst du nicht Papa, ob er deine blaue Sporthose gewaschen hat?«
»Weil er nicht einmal weiß, dass ich eine habe.«
»Räum deinen Teller in die Spülmaschine, dann gleichst du das Unwissen deines Vaters aus und anschließend schauen wir nach deiner Sporthose.«
»Ach lass nur, ist nicht so schlimm. Wenn ich sie nicht habe, mache ich beim Handball eben in Unterhose mit. Und du darfst das dann meiner Sportlehrerin erklären.«
»Tom, du hättest es echt verdient, vor deiner ganzen Klasse in Unterhose auftauchen zu müssen.«

Sie beginnt zu scheuern, die winzige Arbeitsfläche, den Tisch, den Geschirrschrank, jedes Brett, sie geht in die Knie, schrubbt die Fliesen, eine nach der anderen, in den Ecken, poliert die Fugen.

Schweißgebadet hält sie inne, setzt sich auf einen Stuhl.

»Kann ich ein Kissen für meinen Stuhl bekommen?
Mein Kinn hängt in die Suppe rein!«
Unbändiges Lachen, Kamal hat Tränen in den Augen.

Der Schwamm in ihrer Hand kühlt ab.

Der Karton steht ganz in der Nähe.

Astrid bemerkt nicht, dass der Schwamm zu Boden gefallen ist.

Sie hat den Karton mit einem roten Kreuz versehen, riesengroß. Der Filzstift war leer, als sie damit fertig war. Eine Stunde, vielleicht auch zwei, um dieses Kreuz auszumalen. Heute Mittag hat sie den Möbelpackern den Platz für den

Karton angewiesen, diesen hier bitte dort unten hin, an die Seite.

Die übrigen waren nur Schein. Sie hätte mit einem einzigen Karton herkommen können.

Sie tritt näher.

Er ist groß, drei Schichten braunes Klebeband versiegeln ihn.

Astrid hat das Besteck noch nicht ausgepackt. Sie macht kehrt, nimmt das Schweizer Messer von Kamal aus ihrer Handtasche, klappt es auf und drückt es an der Stelle in den Kartondeckel, wo sie den Spalt unter dem Klebeband vermutet. Die Spitze durchdringt das Plastik, und Astrid zieht das Messer der Länge nach über die Oberseite. Lässt sie frei.

Sie öffnet die beiden Seitenteile des Klappdeckels.

Die Flipflops, die Bodys. Die Pokémon-Karten.

Ein Foto von Kamal in einem blauen Rahmen, da war er sechs Jahre alt.

Das Mitteilungsheft von Tom, sein Leben ohne sie, sein Leben als Großer. Drei bunte Figürchen. Ein roter Würfel.

Wenn sie einen Gegenstand hervorgezogen hat, stellt sie ihn auf den Tisch, reiht sie hintereinander auf, eine Reihe, zwei Reihen. Plötzlich schiebt sie alles zusammen, wirft den ganzen Packen in den Karton, nimmt ihn hoch und geht die Treppe nach oben, die sie mit ihrem dumpfen Krächzen und Knarzen empfängt.

Mit ihrer Hüfte schiebt sie die Tür zu ihrem Schlafzimmer auf und stellt den Karton in eine Ecke, ganz nah am Kopfende des Bettes.

Sie setzt sich auf den Boden, direkt daneben, lehnt sich mit dem Rücken an die Wand, betrachtet ihn mit verhangenem Blick.

Ein Klingeln lässt sie auffahren.

Ihre Klingel. Die Klingel ihres Hauses.

Sie hat sie heute Morgen ausprobiert, der weiße Knopf ist hart, der Ton dünn, aber aggressiv.

Sie richtet sich auf wie ein Reh beim Knacken eines Zweiges.

Die Außenwelt taucht auf und bedrängt sie.

Vorher hat sie darüber geschimpft. Mama, kannst du mal kommen, er hat mir mein Spielzeug geklaut, er will die Tür vom Badezimmer nicht zumachen, er hat meinen Roboter mitgenommen, er will mir mein Figürchen nicht zurückgeben. Nicht eine ruhige Minute, das pralle und wirbelnde Leben, nicht eine ruhige Minute, verflucht, ich schwöre es dir, keine Atempause, kriegt Kinder, so hatte es geheißen.

Die Klingel, schon wieder.

Astrid hat die Fensterläden noch nicht geschlossen. Ihr Umriss spiegelt sich in der Fensterscheibe. Sie tritt näher und öffnet die Flügel mit einem Ruck.

Beugt sich hinaus.

Das Gesicht, das zu ihr hochsieht, gehört einer Unbekannten.

»Guten Abend!«, sagt sie und lächelt breit. »Ich bin Ihre Nachbarin.«

Astrid schließt das Fenster wieder und geht mit schwerem Schritt die Treppe hinunter.

Diese Frau ist eine Bergbewohnerin. Astrid kennt keine »Bergbewohner«, aber augenblicklich nimmt das Wort für sie Gestalt an. Ein hageres, von Furchen gegerbtes Gesicht, gebräunte Wangenknochen, energische Figur, ein knorriger Stamm, der auf steinigem Untergrund gedeiht.

Sie muss ungefähr sechzig Jahre alt sein, die Haare sind grau meliert. Ihre Hände sind schwielig, die Fingernägel schmutzig.

»Guten Abend, ich bin Ida!«

Sie hat den Akzent der Bergregion, er klingt nach felsigen Steilhängen.

»Ja?«

Ida blinzelt leicht.

Astrid rührt sich nicht.

»Ich wohne dort unten.«

Die Baum-Frau streckt den Arm mit vager Geste zum Wald hinüber, und Astrid bemerkt ihren Korb. Schwer. Das darüber gelegte, saubere Küchenhandtuch.

»Astrid«, stößt sie hervor und streckt ihre Hand aus.

Ida drückt sie.

»Ich bitte Sie nicht herein, ich bin dabei, meine Kartons auszupacken.«

Ida schiebt eine Strähne ihres grauen Bobs zurück.

»Das denke ich mir. Und das Haus ist ja nicht gerade gut in Schuss. Ich kannte den alten Raymond. Ein Bär, aber freundlich.«

Astrid nickt.

»Ihre Möbelpacker haben heute Morgen den Weg überhaupt nicht gefunden. Ich habe ihnen deshalb das Haus gezeigt.«

»Ach, das haben sie mir nicht gesagt.«

In der Ferne ruft die Eule.

»Es kommt sehr selten vor, dass es Frauen allein hierher verschlägt. Deshalb. Ich weiß, dass Sie von weither kommen.«

Astrid runzelt unabsichtlich die Stirn.

»Sie werden sich daran gewöhnen. Auch hier wird getratscht, wie in allen Weilern, in allen kleinen Dörfern ...«, lächelt Ida.

Astrid versucht zurückzulächeln, ohne dass es wirklich gelingt.

»Ich habe Ihnen Kleinigkeiten aus meinem Gemüsegarten mitgebracht, damit Sie sich ein wenig mehr zu Hause fühlen. Sie können mir das Geschirr und das Handtuch zurückbringen, wenn alles leer ist, in Ordnung?«

»Natürlich.«

»Mein Haus ist das zweite auf der rechten Seite, wenn Sie wieder hinaufkommen. An der Kreuzung folgen Sie einfach dem Schild ›Töpferei‹.«

Astrid bedankt sich, nimmt den Korb, der ihren Arm herunterzieht.

Ida macht drei Schritte zurück.

»Also dann, bis bald?«

»Ja, danke!«

Ein letztes Handzeichen, und die Frau macht kehrt, um mit forschem Schritt den Weg hinaufzusteigen.

»Wer ist da?«

»Ihr seid aber echt neugierig! Es ist die Nachbarin.«

»Was will sie denn bloß?«

»Welche überhaupt? Madame Burger?«

»Madame Brubacker! Nein, die andere. Julie.«

»Ach, wie schade!«

»Warum?«

»Wir haben mehr Lust auf Madame Burger.«

»Brubacker!«

»Glaubst du, dass sie Nudeln isst?«

»Nein, nur Burger.«

»Hat die ein Glück ...«

Die Nacht verschlingt Ida mit Haut und Haaren.

Astrid ist ein Korken. Die dickbauchigen roten oder gelben Bojen, die im trägen Rhythmus der Wellen vor sich hin schaukelten, sind nicht mehr zu sehen. Jetzt steigt und fällt sie in diesem langsamen Hin und Her, vermag es nicht, in das dunkle Wasser hinabzusinken, um ganz tief am Grund zu den verborgenen Schätzen zu gelangen, glänzenden Muscheln mit einem Schimmer von Perlmutter, in Rosa-, Blau- oder Grüntönen. Sie fürchtet sich davor, ganz einzutauchen, weil sie dann auch sie sieht: aufgedunsene und entstellte Leichen, die in den Tiefen umhertreiben. Sie mag ihnen die Hand noch so sehr entgegenstrecken, sie kann sie nicht mehr retten.

Die Nacht ist ihr persönlicher Feind geworden, das dunkle Wasser umtost sie, verschlingt sie, ganz zu schweigen von dem Geleit der Träume, die wahrhaftiger nicht sein könnten. Was treiben sie denn nur, warum lassen sie sich so viel Zeit. Es ist schon zweiundzwanzig Uhr und niemand antwortet auf meine Nachrichten, schnell, wieder an die Oberfläche.

Astrid blickt starr auf das Schweizer Messer, auf das Brot, dem ein Stück fehlt, auf die Krümel auf dem Tisch ohne Decke, auf den Teebeutel aus feinem Tüll, das Einmachglas mit Kompott, den Mangold, den Salat, den Kohlrabi, von dem

sie ein Stück abgeschnitten hat – sein seltsamer Geschmack nach salzigem Apfel – auf die Himbeermarmelade.

Es ist drei Uhr morgens.

Sie lässt alles stehen und beschließt, sich neben den Karton zu legen.